

Wenn der Herrgott will, schüsst en Bäase... : die Geschichte von der armen, kleinen Frau Hirt

Autor(en): **Scherer, Joh.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ionna Prospero, Roma. Jedoch für den Absender verwandte er seinen eigenen Namen.

Nach wenigen Tagen schon kamen kurze Zeilen in einer harten, männlichen Schrift, die etwas Forderndes hatte: «Wer seid Ihr? Wie kommt Ihr zu den Versen? Woher kennt Ihr Anselmo, wo und wann saht Ihr ihn? Meine Schwester bittet dringend um Antwort. Schreibt, drahtet oder kommt! Enzo Bergo, Roma, Via Pio.»

Den Tag über grübelte Fritz Christian. Zur Nacht aber setzte er sich hin und schrieb den Brief seiner Liebe. Alles, was in den Jahren aufgestaut war, ergoss sich darin. Anselmo selbst hätte nicht heisser werben können, als er es tat. Dann erst erklärte er die Umstände. Die letzten Worte waren: «... antwortet mir bald. Dann will ich zu Euch kommen und Ihr müsst mich aufnehmen, denn ich liebe Euch!»

Im Ton eigentlich nicht Gegenwart, sondern Romantik. Diesmal aber vergingen Wochen, in denen keine Antwort kam. Endlich! Hastig erbrach Fritz Christian den Brief. Doch immer schmaler wurden seine Züge, immer tiefer die Linien um den Mund. Dann ergriff die Linke mit einem Ruck den Umschlag, in dessen Rückseite sich die Augen bohrten, als wollten sie wegbrennen, was dort stand. Der Brief lautete: «In nomine Domini! Ihr habt mir, ohne es zu ahnen, so viel des Guten erwiesen, dass es mich doppelt schmerzt, Euch verletzen zu müssen. Zumal ein Teil der Schuld an mir liegt. Ich hätte gleich selber Euch antworten und es

nicht in der ersten Erregung meinem Bruder Enzo überlassen sollen, der die Umstände nicht berührte. Euer Herz mag gross sein und rein der Sinn Eurer Worte — aber es gibt weder Anselmo noch Colonna Prospero mehr. Als mein Mann erschossen wurde, weil er den Krieg verneinte, ging ich in ein Kloster. Ich wollte nichts mehr hören. Eines aber wusste ich nicht, ob Anselmo wissend mir vorausgegangen war. Wir hatten nur unsere Liebe gekannt, sonst nichts vom Leben. Doch jetzt, da Eure Zeilen mir bewiesen, dass ihn die Verse des Petrarca auch in den letzten Stunden noch begleitet haben, darf ich die Welt noch weniger kennen. Sie waren das Zeichen unserer irdischen Liebe gewesen, die man nur einmal als Geschenk erhält. Was davon wie ein Schimmer in mir nachzittert, ist bloss Erinnerung, ich selbst gehöre nur Gott!
Mater Constantia.»

Die Anschrift war die eines Klosters in den Sabinerbergen. — Langsam zerriss Fritz Christian den Brief, noch langsamer die so lange verschlossenen Verse. Er tat es mehr mechanisch als bewusst. Dabei sprach er den Anfang vor sich hin: «O Aspettata in ciel, beata e bella anima ...»

Dann ergriff er Hut und Rock. Hart fiel die Eingangstür ins Schloss. Wie eines scharfen Messers Schneide trennte sie von seinem Herzen den Behang vieler Jahre — und es stand wieder nackt in den Winden des Zufalls.

Karl Felbermeyer

Wenn der Herrgott will, schüsst en Bäse ...

Die Geschichte von der armen, kleinen Frau Hirt

In meinem Gedächtnis aufbewahrt, und auch in vielen erlebnisreichen Jahren nicht erloschen, ist die Erinnerung an eine Frau, die bei uns allgemein nur die arme kleine Frau Hirt genannt wurde. Sie hatte ein schmales Gesicht, schütterere graue Haare und ängstliche Augen. Irgendwie dazu passte auch ihr Gang: sie ging leicht gebückt, mit kleinen raschen Schritten, was ihr etwas aufgeregtes Huschendes gab. Und weil sie dabei die Fussspitzen leicht nach innen richtete, hatte man stets das Gefühl, sie werde im nächsten Augenblick stolpern und fallen.

Wenn man sie bei uns, wo gewiss keine reichen Leute wohnten, mitleidig die arme kleine Frau Hirt nannte, so hatte das seine guten Gründe. Ihr Mann war Mechaniker und arbeitete in einer grossen Maschinenfabrik. Aber weil er sehr krank war und oft nicht arbeiten konnte, war die Not ein dauernder Gast in ihrer Wohnung. Ich sah Herrn Hirt manchmal, wenn er von der Arbeit kam: ein grosser magerer Mann mit blassem Gesicht und tiefliegenden Augen. Er ging immer sehr langsam und blieb von Zeit zu Zeit stehen, als ob das Gehen ihn sehr anstrenge.

Und es konnte geschehen, dass durch unser Haus ein unangenehm süsslicher und durchdringender Geruch zog. Als ich ihn das erstemal roch, sagte ich nasenrümpfend: «Es stinkt bei Hirts.»

Aber meine Mutter erwiderte mit sanftem Vorwurf: «Das darfst du nicht sagen. Es stinkt nicht. Der Geruch kommt vom Hundefleisch, das Herr Hirt essen muss, weil er krank ist.» Ja, Herr Hirt hatte die Auszehrung. Und weil im Volk der Glaube weit verbreitet war, Hunde seien immun gegen die Tuberkulose, wurde gebratenes Hundefleisch als das beste Mittel gegen diese Krankheit betrachtet. Darum also ass Herr Hirt jede Woche einmal Hundefleisch. Aber ihm half es nichts. An einem Frühlingmorgen starb er.

Jetzt war Frau Hirt allein mit ihren drei Kindern: zwei sechsjährigen Knaben und einem elfjährigen Mädchen. Mit erdrückender Wucht stand die Sorge vor ihr. Sie konnte ja nicht auf Ersparnes zurückgreifen und sah keinen Ausweg. Was sollte sie tun? Wer wusste Rat? Wie eine warme Welle brach das Mitleid der andern Hausbewohner über ihr zusammen. Denn diese Frauen des grossen Wohnblocks, selbst in dürftigem Dasein aufgewachsen, ahnten die Schwierigkeiten, die sich vor Frau Hirt auftürmten, und weil es ihnen unmöglich war, mit Geld zu helfen, versuchten sie wenigstens, ihr mit guten Ratschlägen beizustehen. Aber alle diese Ratschläge liefen darauf hinaus, Frau Hirt solle sich an ein Amt um Unterstützung wenden. Sie sei ja berechtigt, Hilfe zu verlangen. Frau Hirt, noch verwirrt vom Verlust des Mannes und unfähig, klar zu überlegen, schien dies auch das Beste. Und so kam eines Tages ein Beamter zu ihr und schlug ihr vor, die Kinder in Familien unterzubringen, in welchen sie es gut hätten. Gewiss, der Mann wollte ihr wirklich helfen — aber Frau Hirt wurde von diesem Vorschlag alarmiert: nein, das durfte nicht sein. Die Familie musste zusammenbleiben, sie schüttelte nur den Kopf, wenn die Frauen ihr zusprachen, und sagte immer wieder nein. Von ihren Kindern wollte sie sich auf keinen Fall trennen. Es musste einen andern Weg gehen — und diesen Weg einzuschlagen, war sie fest entschlossen.

Eines Morgens sagte sie etwas, das alle andern Frauen verstummen liess. Sie werde schaffen, erklärte sie, und zwar so viel, dass sie und ihre Kinder davon leben könnten. Die Frauen ereiferten

sich. Wie Frau Hirt sich das denn vorstelle? Ob sie glaube, es sei so einfach? Sie, eine ältere und schwache Frau, könne unmöglich so viel verdienen, dass alle drei genug zu leben hätten. Diesen Gedanken müsse sie sich aus dem Kopf schlagen.

Frau Hirt blieb fest. «Ich will es versuchen», sagte sie still, «es geht ganz sicher. Man muss nur Vertrauen haben. Wänn de Herrgott will, schüüsst en Bäse . . .»

Einen Beruf hatte sie nie gelernt und war darum gezwungen, alles zu tun, was man ihr auftrag: sie trug Zeitungen aus, machte für andere Frauen Besorgungen, flickte und wusch, putzte des Abends Büros und Wohnungen, keine Arbeit war ihr zu gering. Jeden Tag konnte man sie sehen, wie sie irgendwohin huschte — klein und schwächlich noch immer, aber doch nie erlahmend. Immer waren die Kinder anständig gekleidet, immer hatten sie genug zu essen, und wenn auch Frau Hirt nun rasch alterte, und wenn sie auch oft aussah, als halte sie nicht länger durch, sie gab nicht nach. Und bald hiess es überall, sobald eine Hilfe gebraucht wurde: holen wir Frau Hirt. Langsam flaute die Neugier der Frauen ab, langsam gewöhnte man sich daran, dass da eine Frau für die Familie sorgte, und zuletzt vergassen die Leute, wie dringend sie Frau Hirt von ihren Vorhaben abgeraten hatten. Das Leben ging weiter.

Aber einige Jahre später — ich war inzwischen schon aus der Schule gekommen — gab es etwas Neues: Frau Hirt übernahm den kleinen Lebensmittelladen im Haus. Sie hatte es also sogar fertig gebracht, nicht nur für ihre Familie zu sorgen, sondern auch ein paar Franken auf die Seite zu legen. Ich werde nie vergessen, welcher Anblick sich mir bot, als ich am ersten Tag den Laden betrat: da stand ein kleines verhutzelttes Frauchen mit leuchtenden Augen und fragte mich stolz, was ich wünsche. Ja, sie sah glücklich aus — und durfte es auch sein nach den schweren Jahren, die sie tapfer überwunden hatte. Ihre Tochter war nun erwachsen und konnte ihr im Laden helfen. Aber von diesem Tag an ging es mit Frau Hirt rasch zu Ende. Ein Jahr später starb sie. Alle Leute des grossen Wohnblockes gingen zum Begräbnis. Und der letzte Satz, den der Pfarrer bei der Abdankung sagte, war jenes Wort, das bei uns zum geflügelten Wort geworden war: «Wänn de Herrgott will, schüüsst en Bäse . . .»

Joh. F. Scherer